**Zeitschrift:** Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles

**Herausgeber:** Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

**Band:** 1 (1958)

**Heft:** 3

**Artikel:** Bibliophilie und Bibliotheken

**Autor:** Scherrer, Paul

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-387855

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

*PAUL SCHERRER (ZÜRICH)*

# BIBLIOPHILIE UND BIBLIOTHEKEN[1]

## I

Über das Verhältnis von Bibliophilie und Bibliotheken zu handeln, liegt nirgends näher als im Bereiche alter Stiftsbibliotheken. Sind doch die Klosterbüchereien, die gerade in der Ost- und Mittelschweiz als ehrwürdige Dreiheit die Jahrhunderte überdauert haben – St. Gallen, Einsiedeln, Engelberg –, lebendige Zeugen für die natürliche und ursprüngliche Zusammengehörigkeit der beiden. Diese Klöster bilden, in verschiedenen Jahrhunderten – zwischen dem 7. und 12. – entstanden und zur Blüte gelangt, die frühen Heimstätten und Ausgangspunkte der Buchkultur. Ihre Schreibstuben erzeugten Bücher für den täglichen Gebrauch in Kirche und Schule. Aber die Handschriften waren durchaus zum Höchsten bestimmt: für den Gottesdienst und zum Unterricht, welcher Menschen, die noch roh und unwissend waren, den Segen der Bildung vermitteln und sie dem Geistigen, also im letzten Sinne dem Göttlichen, aufschliessen sollte. Um solcher Ziele willen wurde schon die Herstellung dieser Bücher zum hingebungsvollen Gottesdienst, dem die Schreiber Jahre ihres Lebens, ihr grosses technisches Wissen, ihr erstaunliches künstlerisches Vermögen, ihre glühende Ausdruckskraft in Farbe und Form weihten. Denn dem hohen Zweck dieser Manuskripte war nur die edelste Gestaltung und das köstlichste Material gemäss, feines Pergament, Purpur, Gold und Silber für Ornamente und Schriften, häufig Edelmetalle und Juwelen als Einbandschmuck. Das hob die Gebrauchsbücher für die liturgischen Handlungen hinaus über blosse Textträger zu Wunderwerken der Schreibkunst und Kleinodien des Kunstgewerbes. Die Würde des heiligen Wortes, das sie darboten, gab den Anstoss, dass sie zu bibliophilen Büchern wurden. Auch auf die profanen Werke, die Unterlagen für Schul- und Studienbedürfnisse, fiel ein Abglanz dieser Heiligkeit des geschriebenen Wortes. Meist weniger reich ausgeschmückt zwar, nahmen sie ebenso edle Haltung an, wie denn auch Diener eines hohen Herrn fürstliche Gewänder und höfische Sitte zeigen.

Die klösterliche Bibliophilie ist also, halten wir das fest, *vom Inhalt her geforderte schöne Form.* Es gab darin Abstufungen und Spielarten der Durchseelung: im 9. Jahrhundert die vorwiegend ornamentale Pracht der Meisterwerke aus der st.-gallischen Blütezeit, worin sich die Linien irrational und scheinbar unfasslich und dennoch mit mathematischer Genauigkeit und ausgewogener Symmetrie verschlingen, als wollte sich in ihnen der Geist offenbaren, der unerforschlich und undurchschaubar und doch göttlich folgerichtig und ordnend alles durchdringt. Diesem unkörperlichen Spiel der Kurven und Ranken folgte während der ottonischen Glanzperiode der nahe gelegenen Reichenauer Schreibschule die hochgespannte Abstraktion in der Darstellung der gegenständlichen Welt und der menschlichen Gestalt. Später löste eine durchgeistigte und idealisierte Abbildung der Wirklichkeit, der gehobene und stilisierte Naturalismus jüngerer Jahrhunderte, sie ab. Diese Stilepochen verwirklichen verschiedene Möglichkeiten und Grade der Verbindung von Seelischem und Materiellem, von Geist und Form. Immer aber sind

[1] Vortrag an der 36. Jahresversammlung der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft in Einsiedeln am 6. September 1958. Der Text ist unter Auflösung der für den Vortrag vorgenommenen Kürzungen teilweise überarbeitet.

sie geistgelenkt, nie allein an die sinnliche Aussenseite der Erscheinungen verloren.

So schufen die monastischen Pflegestätten der Kultur in der Schweiz und andere in Deutschland und Frankreich, irische und angelsächsische Überlieferung weiterbildend, das bibliophile Buch nördlich der Alpen. Bei aller Vielfalt ist es einheitlich im Innersten und grossartig, weil eingebettet in einen höheren Zusammenhang, einem gemeinsamen Dienst gewidmet und nicht nur ästhetischem Wohlgefallen. Immer aber waren die Codices Einzelstücke, durchaus aristokratischen Gepräges. Darin fassen wir eine Wurzel der Bibliophilie. Der Ursprung des Buches aus dem von Hand und nur in einem Exemplar hergestellten Manuskript ist in ihr auch heute noch auf mannigfache Weise erkennbar, im Seltenheitskultus, in der Begrenzung der Auflagen, ja bis hinein in den hohen Marktpreis. Von der Handschrift stammt der *bibliophile Individualismus* ab. In seinen Anfängen war er nicht neuheitssüchtige Eigenwilligkeit, sondern christliche Verinnerlichung.

## II

Neben dem individuellen aber gibt es einen zweiten Grundzug der Bibliophilie: den *gesellschaftlichen*. Auch in den klösterlichen Scriptorien fehlte er nicht, denn sie arbeiteten ja für eine Gemeinschaft, und oft sind an einem Manuskript und seiner Ausstattung mehrere Hände beteiligt. Eigentlich sichtbar jedoch wird die gesellschaftliche Neigung im Bibliotheks*raum*, der ebensosehr zu den Erscheinungsformen bibliophilen Geistes gehört wie Buch, Illustration und Einband[2]. In der für uns fassbaren Entwicklung allerdings hinkt er um Jahrhunderte nach. Die nach heutigen Begriffen geringe Bändezahl selbst bedeutender Sammlungen der Frühzeit brauchte ihn nicht[3]. Auch für ihre grössten Büchereien, wie etwa die des Klosters Bobbio mit 650 Bänden, genügten meist Wandnischen, Schränke[4], in Kreuzgängen und kleinen Gelassen aufgestellt, und Reihen von Lesepulten. Nur langsam erwuchsen daraus Leseräume; einer, baulich allerdings dem späten 16. Jahrhundert (1561–64) angehörig, blieb, als junger Vertreter eines älteren Typus, der «mittelalterlichen Pultbibliothek», zu Zutphen in der niederländischen Provinz Gelderland, erhalten.

Es ist bezeichnend, dass erst die städtische Kultur im Humanismus mit dem erweiterten Studienbetrieb zu eigentlichen Lesesälen vorschreitet. Den berühmtesten besitzt, immer noch mit Pulten ausgestattet, die Biblioteca Malatestiana im Franziskanerkloster zu Cesena (1452)[5]. Aufschlussreicher aber für unsern Zusammenhang von Bibliophilie und Bibliotheken scheint mir der repräsentative Bibliotheksraum, eine Schöpfung der mit Leidenschaft Bücher sammelnden italienischen Renaissance[6]. Bei seiner Ausgestaltung ging es weniger darum, die Bücher in diesen Hallen zu magazinieren (das machte noch wenig Sorgen), als durch Glanz und Grossartigkeit des baulichen Rahmens zu betonen, wie überaus hoch man sie schätze. Nun

[2] Wer sich eine kurze Übersicht verschaffen will, greife zu Walter Schürmeyers Bilderband «Bibliotheksräume aus fünf Jahrhunderten», Frankfurt a. M. 1929.

[3] Im St.-Galler Klosterplan erscheint freilich schon um 820 eine im Stockwerk über der Schreibstube (sedes scribentium) gelegene «bibliotheca».

[4] Bezeichnung «armarium». Näheres über diese schwierigen und nicht eindeutig gelösten Fragen siehe bei: Edgar Lehmann «Die Bibliotheksräume der deutschen Klöster im Mittelalter», Berlin 1957, wo neben Abbildungen reiche Literaturangaben in den Anmerkungen zu finden sind.

[5] Abbildung bei Schürmeyer Taf. 3, Bogeng: Die grossen Bibliophilen Bd. II, Abb. 25, und Milkaus Handbuch der Bibliothekswissenschaft Bd. 2 (Aufl. 1), S. 8.

[6] Nachrichten über die Ausschmückung von Bibliotheksräumen im Mittelalter sind selten; für die Frühzeit ist sie in Deutschland nur in Regensburg zu Ende des 10. Jahrhunderts sicher bezeugt.

entstehen Bibliotheksbauten von unvergänglichem Range: Michelangelos 1525 begonnener aber erst posthum vollendeter Saal der Mediceo-Laurenziana in Florenz[7], die klassische Renaissancebibliothek, und Domenico Fontanas 1587–1590 erbauter Prachtraum der Biblioteca Vaticana[8], in seinen Ausmassen und der Ausschmückung schon vom Schaubedürfnis des frühen Barocks geformt. Die Weiträumigkeit des Gehäuses der Bibliothek eilt dem Umfang der Bestände voraus: das mächtige Gewölbe hat nur etwa 12000 Bände aufzunehmen; dafür genügt noch die herkömmliche Unterbringung in Schränken. Die kostbaren Handschriften verschwinden unsichtbar in ihnen. Aber trotz diesem zurückhaltenden Verbergen des Reichtums verlangt die Idee der Bibliothek Grösse, einen Kultraum gleichsam zum würdigen Verkehr mit den Geistern der Vergangenheit, einen «Tempel der Weisheit». Von der Lust, die Massenhaftigkeit des vereinigten Gutes zu demonstrieren hingegen ist darin noch nichts zu spüren.

*Holzschnitt des Petrarca-Meisters mit Darstellung einer mittelalterlichen Pultbibliothek*[9]

Das ändert sich mit dem Wachsen der Augenlust im Hochbarock. Nun will der Bibliophile seinen Besitz *sehen*, mehr sogar,

[7] Schürmeyer Taf. 5, Bogeng II, Abb. 21, Milkau 2, S. 9.

[8] Schürmeyer Taf. 15, Bogeng II, Abb. 16, Milkau 2, S. 16.

[9] Entstanden 1518/19; aber erst in der deutschen Ausgabe von Petrarcas «De remediis utriusque fortunae» (Von der Artzney bayder Glück) in Augsburg 1532 gedruckt (meist als «Trostspiegel» oder «Glücksbuch» zitiert, fol. 56 r). Das Bild gibt einen Haupttypus der Bibliotheksräume des späteren Mittelalters wieder, die rechteckige oder nahezu quadratische Kammer («bůchkasten») mit Mittelstütze und zwei Reihen von Lesepulten sowie Repositorien an den Wänden. Der Codex auf dem Lesepult rechts vorn ist mit einer Kette befestigt (liber catenatus).

Der figürliche Inhalt der Darstellung ist nicht geklärt. Aus dem Text, zu dem der Holzschnitt geschaffen wurde, ergeben sich keine genügenden Anhaltspunkte für die Deu-

für andere zur Schau stellen. Diesem Verlangen entspringt die «barocke Saalbibliothek», worin die Bücher beinahe wie bunte Ziegel die Wände nicht nur füllen – sie formen sie geradezu und tragen mit den Farben ihrer Einbände zum Kolorit bei. Das geht so weit, dass man ältere braune Lederrücken weiss übertüncht oder sonst einfärbt, um sie dem Ton der Fläche anzupassen. Die Bücher gestalten aber nicht nur den architektonischen Raum; sie bauen wie Mosaiksteine zudem ein anschauliches Bild des geistigen Raumes auf, in dem sich der Bibliophile bewegt. Zur spirituellen Tapete geworden, stellen sie nach Wissenschaften gruppiert und nach Fächern geordnet an den Wänden die Universitas litterarum dar. Gleich den Fresken und dem plastischen Schmuck werden sie wie Gobelins aus Bücherrücken in die gewaltige Bildungsallegorie der Zeit einbezogen. Allem andern im Barock entsprechend schwellen auch die Bändereihen zur Überfülle an, worin das Einzelne nur noch flimmernder Glanzpunkt im Universum ist. Unversehens schleicht sich damit die Büchermasse in die Bibliophilie und Bibliothek ein. Noch ist sie gebändigt durch geistige Disziplinierung und aufgefangen von architektonischer Gliederung. Selbst in der Häufung und prunkenden Überladung bleibt der unmittelbare Zusammenhang der Bibliophilie mit dem Geistigen gewahrt.

Wir alle kennen die herrlichen Schöpfungen dieser Zeit, in der gerade die Stiftsbibliotheken noch einmal Höhepunkte ihrer bibliophilen Führerrolle erreichen. Im süddeutschen Sprachgebiet sind sie besonders stark vertreten[10]. Man denke an die Klosterbüchereien in St. Gallen (um das Kleinod vorauszunehmen), in Schussenried, Dillingen, Ottobeuren, Wiblingen, Metten, Waldsassen, in Admont, Altenburg, Melk, Vorau und wie sie alle heissen, den schlichten, lichten und so leicht geschweiften Einsiedler Bibliotheksraum nicht zu vergessen. Aufgenommen in das stürmische Wogen oder verhaltene Schwingen der Bauformen, sind hier die Büchermassen Ausdruck der Sinnbild gewordenen Weltanschauung des Barock. Sein transzendentaler Aufschwung reisst sie zu hohen Wänden empor, spannt sie über schwebende Galerien aus, als entmaterialisiertes und spiritualisiertes Glied eines Ganzen, das die Grösse Gottes oder die Erhabenheit eines Fürsten verkündet, immer aber einem Hohen gilt, nie bloss dem Nützlichen. Kaum mehr seither war das Buch in solchem Masse Teil der Gesamtkultur wie im Barock und Rokoko, Zuwendung zur gesellschaftlichen Welt, nicht Mittel der Flucht aus ihr in ein besseres und stilleres Reich der Illusionen. Doch im Überschwang schlummert schon der Zersetzungskeim, der langsam aber unvermeidlich die Einheit von Bibliothek und Bibliophilie spalten wird, sobald die geistige Kraft der Zusammenfassung nachlässt: die *Masse*.

---

tung. Th. Musper (Die Holzschnitte des Petrarkameisters, 1927) gibt eine nichtssagende Beschreibung (Nr. 105 auf Seite 38). Walther Scheidig (Die Holzschnitte des Petrarca-Meisters, 1955) vermutet S. 91/92 eine Anspielung auf den Brand der Ptolemäischen Bibliothek in Alexandria, von dem im Text kurz die Rede ist. Falls das richtig wäre, könnten sich aber die Figuren nicht auf den Brand von 47 v. Chr. beziehen, sondern höchstens auf die legendäre Verbrennung der Bibliothek durch Amr im Jahre 642. Vielleicht hat der Künstler, dem Sebastian Brant die inhaltlichen Anweisungen gab, hier Verschiedenes vermengt und gleichzeitig allegorisch die Wahrheit der christlichen Literatur (rechts) in Gegensatz zu der dem Feuer verfallenen heidnischen (links) gestellt, was nicht übel in den Gedankenkreis der oberrheinischen Humanisten und des alten Brant passen würde. Zugrunde liegen könnte die Geschichte eines Königs, der nach seiner Bekehrung die heidnischen Bücher verbrennen lässt; ich vermag aber bisher kein solches «Exemplum» nachzuweisen.

[10] Neben Schürmeyer und Milkaus Handbuch der Bibliothekswissenschaft Bd. 2 bietet Otto Fegers «Geist und Glanz oberschwäbischer Bibliotheken» in Fritz Busses Zeichnungen charakteristische Beispiele.

## III

Das Quantitative ist ein Kennzeichen der überreifen Spätzeiten. Solange das in ihm verlorene Einzelne noch durch die Hochspannung einer zwingenden Idee in eine höhere Einheit eingeschmolzen und erhoben wird, kann das Bewusstsein der Grösse des Zusammenhanges das Missbehagen über die Entwertung des Individuellen überwiegen. Erlahmt aber dieses Vermögen, entseelt und veräusserlicht sich die Masse, dann bricht mit dem Gefühl der Zersetzung eine tiefe Verstimmung über den Verlust der eigentlichen Werte herein. Sie regt sich auf den verschiedensten Gebieten: sozial als Unruhe wegen der Auflösung der natürlichen Bindungen im überschaubaren engeren Kreise, in der Kunst als Bedrükkung durch das Kolossale, am heftigsten aber in allem, was mit dem Geistigen unmittelbar zu tun hat. Denn dieses sucht seinem Wesen nach Klarheit, Ordnung und Überblick. Und so äussert sich denn der Verdruss über die Hochflut in der Literatur und im Bücherwesen mit besonderem Nachdruck. Literarische Massenproduktion, Wirrwarr der Richtungen und Schulen, geschäftigte Betriebsamkeit der Parasiten des entwickelten geistigen Lebens sind Übel, die auftraten, seit es Grosstaaten und Machtzusammenballungen gibt. In den frühen Jahrhunderten der Geschichte werden sie uns am deutlichsten sichtbar zu Ende der Antike, im Kulturzerfall der römischen Kaiserzeit.

So stammt auch eine der eindrucksvollsten Klagen der Vergangenheit über die Büchersammelwut aus ihr. Rund ein Jahrhundert bevor Lukian seine Satire über den «ungelehrten Büchernarren[11]» (wie Wieland *Πρὸς τὸν ἀπαίδευτον* interpretierend übersetzt) schrieb, bringt sie der Philosoph Seneca, Neros Lehrer, im stoischen Traktat «Über die Gemütsruhe» (de tranquillitate animi) vor. Da sagt er:

«Selbst Geldaufwand für die Bildung, der noch am edelsten ist, hat nur solange Vernunft, als er Mass hält. Wozu ungezählte Bücher und Bibliotheken, deren Besitzer im ganzen Leben kaum die Kataloge durchzulesen vermag? Der Haufe belastet den Lernenden nur, er belehrt ihn nicht. Viel dienlicher ist es, dich wenigen Autoren anzuvertrauen, als in vielen herumzuvagieren. Vierzigtausend Bücher verbrannten in Alexandria. Mag ein anderer sie als herrlichstes Denkzeichen königlichen Reichtums preisen, wie z.B. Livius, der behauptete, die Sammlung sei ein hervorragendes Werk des Geschmackes und Kulturbemühens der Könige gewesen. Das war kein Geschmack, kein Kulturbemühen, sondern wissenschaftliche Prunkliebe! Ja, nicht einmal wissenschaftliche, da sie die Bibliothek doch nicht zum Studium, sondern als Schaustück gestiftet hatten. So wie bei sehr vielen, die kaum Elementarkenntnisse besitzen, Bücher keine Instrumente der Bildung, sondern Ornamente der Speisezimmer sind. Man besorge daher soviel Bücher als genügt, doch nichts zu blosser Ausstattung ... Falsch ist überall, was zuviel ist. Weshalb willst du gegen einen Menschen nachsichtig sein, der auf Bücherschränke aus Edelholz und Elfenbein erpicht ist, der Gesamtausgaben unbekannter und anrüchiger Schriftsteller zusammenrafft und unter so viel tausend Büchern gähnt, dem die Bücherschildchen und Titel seiner Bände am meisten gefallen? Bei den grössten Faulenzern gerade wirst du antreffen, was es nur irgend an Literaturwerken und Geschichtsbüchern gibt, und bis unter das Dach hinaufreichende Bücherregale. Denn schon wird neben Badezimmern und Freibädern auch eine Bibliothek als unentbehrliches Zierstück des Hauses ausstaffiert. Ich wollte es gern nachsehen,

[11] Lucians von Samosata Sämtliche Werke, ... übersetzt von C. M. Wieland, 6. Theil, Leipzig 1789, S. 33–64; neuere Ausgabe von Hanns Floerke Bd. 5, München & Leipzig 1911, S. 74–96; auch als Einzeldruck der «Gesellschaft Münchener Bibliophilen» 1909 erschienen.

wenn das aus übermässiger Bildungsleidenschaft entspränge. Aber heutzutage werden die gesammelten Werke der göttlichen Genies unter Beigabe ihrer Büsten nur zum Schaugepräng und zur Dekoration der Wände angeschafft[12]. »

Die Schärfe und Grundsätzlichkeit dieses Ausfalls verrät, dass da ein Bildungsideal mit den Bibliophilen und Bibliothekaren in Konflikt gerät. Der Riss zwischen geklärter Geistigkeit und blindem Sammeleifer tut sich auf. Ausgeglichene Innerlichkeit wird gegen geschäftige Veräusserlichung ausgespielt. Senecas Vorwürfe treffen die Bücherhamster jeder Gattung, die Bibliothekare ebensosehr wie die Bibliophilen. Er schmäht den Inbegriff der antiken Bibliotheken, die königliche Riesenbibliothek der Ptolemäer in Alexandria, nicht weniger als die Privatsammlungen römischer Grosstadt-Protzen. Er nimmt dabei vieles vorweg, womit man später Bibliothekare und Bibliophile anprangern wird (soweit sie es nicht gegenseitig besorgen): Massenfimmel, leere Prunksucht, Grosshanserei mit Äusserlichkeiten und Mangel an Verständnis für den Inhalt.

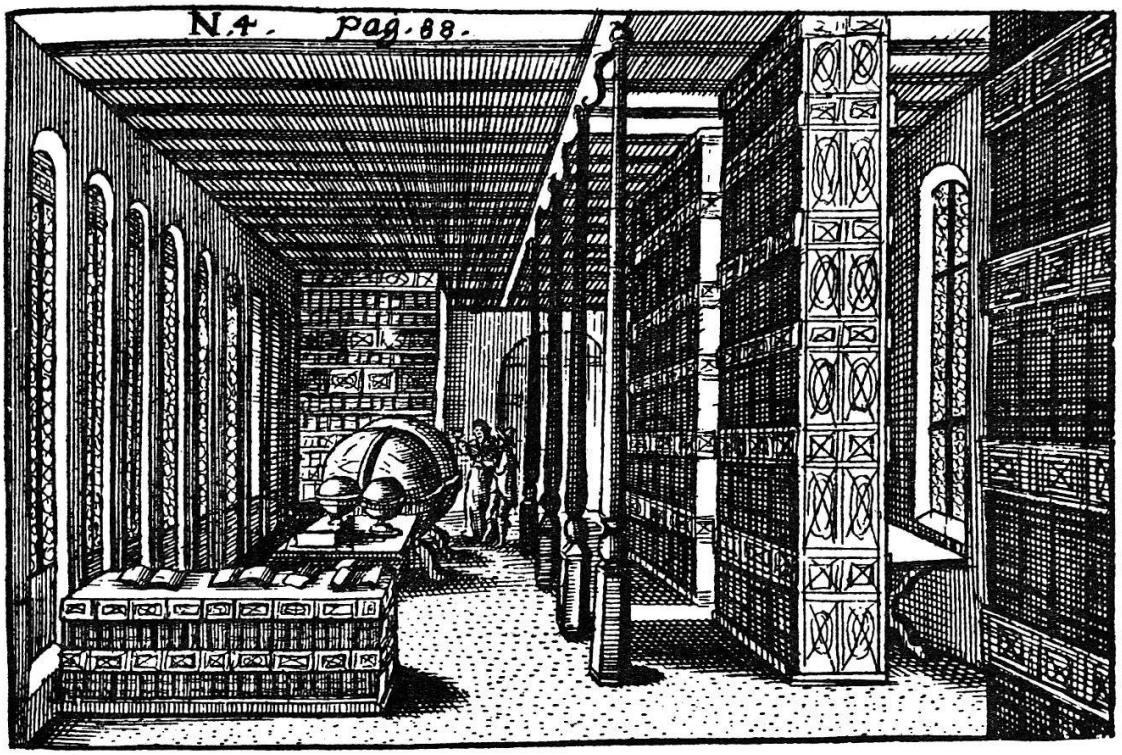
## IV

Das bittere Unbehagen ist Krisenzeichen: es lässt sich nicht mehr abweisen, weil eben die unbewältigte Masse da ist, wie sie auch vom Ende des Barockzeitalters an wieder in der Bücherwelt vorzuherrschen beginnt. Sie stört das Gleichgewicht zwischen der Menge des literarischen Stoffes und der Fähigkeit, ihn aufzunehmen. Der Einzelne vermag dem Überdruck mit seiner Fassungskraft nicht mehr standzuhalten. Es wird ihm unmöglich, die Literatur zu überschauen, geschweige denn zu beherrschen. Je unausweichlicher das Massenzeitalter anbricht, um so quälender wird die Spaltung. Man kann ihr nicht mehr das Gegenteil, das Ganze, entgegensetzen; man muss ihr mit Gleichem, mit Aufsplitterung der Tätigkeiten, mit Spezialisierung beikommen. Und in diesem Prozess zerbröckelt dann auch – in grossen Zügen gesehen – mehr und mehr der Zusammenhang von Bibliotheken und Bibliophilie. Das ist nur einer der vielen Auflösungsvorgänge, die um diese Zeit die feudale Welt zu zersetzen beginnen, auf der bis dahin die Bibliophilie alten Stiles beruhte.

Äusserlich wird der Wandel in einer Veränderung der Bibliotheksform sichtbar. Die barocke Saalbibliothek geht in die moderne Magazinbibliothek über. Das praktische England hatte sie schon lange vorgebildet; auch die Stadtbibliotheken des Kontinents näherten sich in der Anordnung dieser Lösung. Denn sie standen seit je unter einem anderen Leitstern als dem der Repräsentation und Schönheit; sie dienten dem bürgerlichen *Nützlichkeitssinn.* Seine Neigung zur Rationalisierung und die zunehmende Masse der Bände zerbrechen die Einheit von Lesesaal und Aufbewahrungsraum. Der Schausaal als Ausdruck des bibliophilen Bildungs-Ästhetizismus kommt aus der Mode. Die Bücher bekleiden nicht mehr als überschaubarer Kosmos der Wissenschaften Wände und Nischen des Arbeitsraumes; sie verschwinden in den dichten Gestellreihen separater Magazine. Damit wird auch die in ihrer Aufstellung verkörperte geistige Ordnung unsichtbar; sie verflüchtigt sich schliesslich nach Aufgabe der Fachgruppen-Anordnung in die unkörperlichen Real- und Sachkataloge. An Stelle des geformt Gesellschaftlichen und seiner Gliederung drängt sich das formlos Soziale ein.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzt sich die Magazinbibliothek durch. Infolgedessen wird das Äussere des Buches mehr und mehr gleichgültig. Der Einband verliert die Schmuckfunktion, die er in der

[12] Übersetzt vom Verfasser nach der Edition von René Waltz («Dialogues», Tome IV, Paris 1950), p. 89/90, unter Berücksichtigung von Lesarten aus des Justus Lipsius Ausgabe letzter Hand der «Opera» Senecas (Antwerpen: Officina Plantiniana Balth. Moretus 1632), p. 157/158.




*Blick in die Nürnberger Stadtbibliothek. Stich aus der «Historia bibliothecae Reip. Norimbergensis (Nürnberg 1643) des lutherischen Theologen Johannes Saubert (1592–1646). Zentralbibliothek Zürich.*

Saalbibliothek hatte. Er wird banale Schutzhülle. Der Übergang fällt mit soziologischen Verschiebungen in der Benützerschaft zusammen, die im Grossen den Kunst- und Kulturwert der Bücher in den Hintergrund drängen und den Gebrauchswert ins Licht rücken.

Die gewaltigen Büchermengen, welche den Bibliotheken durch die Konfiskationen der Französischen Revolution zufallen und später durch die Säkularisationen, tragen Weiteres dazu bei, die liebevolle Pflege des einzelnen Buches zu verhindern. Auch sie untergraben den bibliophilen Individualismus in den Bibliotheken. Sie erzwingen die Schematisierung der administrativen Vorgänge. Folgerichtig rückt im Personal an Stelle der kundigen und kultivierten Bibliothekare immer stärker die graue Macht der Verwaltung und das Beamtentum. Natürlich sind das langsame, oft fast unmerkliche Übergänge, hier vereinfachend wie mit einem Zeitraffer zusammengerückt. Sie dauern noch bis in die Gegenwart hinein an. Die heute fortschreitende Aufstellung der Bücher nach dem strikten Numerus currens, der mechanischen Einlaufsfolge, etwa erscheint unter diesem Gesichtswinkel als Ergebnis der geistigen Kapitulation der Bibliotheken vor der grossen Zahl. Zeitmass und Umfang der Veränderungen sind in den einzelnen Instituten sehr verschieden, ihre Richtung aber einheitlich und eindeutig: Entwicklung zum Utilitätsinstitut und zum Massenbetrieb.

Die Umwälzungen wirken sich allmählich auch auf die Menschen in der Bibliothek aus, die Bibliothekare. Zwar setzen diese in der Stille tätigen Vertreter gelehrter Bildung, geduldige Träger des kulturellen Erbes, der Verflachung in blosser Betriebswirtschaft einen zähen inneren Widerstand entgegen. Denn sie kommen ja täglich in Berührung mit dem Geistigen, mit allem, was sich in seinem Bereiche regt. Sie haben sich damit abgefunden, dass sie

für ihren getreuen und verinnerlichten Dienst an der Überlieferung nie goldene Berge einheimsen; sie sind seit Jahrzehnten und Jahrhunderten daran gewöhnt, für das, was man ihnen an materiellen Gütern vorenthält, Ausgleich in der Aneignung wissenschaftlicher und literarischer Werte, in umfassender Bildung und Vertiefung der Humanität zu suchen. Aber nun setzen ihnen gerade in diesem Bestreben Zeitmangel und Überbürdung mit praktischen Aufgaben zu. Sie rauben die frühere Möglichkeit zum bescheidenen Otium cum dignitate, in dem wissenschaftliche Arbeit gedieh. So wird das Letzte verkümmert, was unter schweren Bedrängnissen das Berufsethos des Standes noch aufrecht hielt. Damit fällt zudem ein starker Anreiz für begabte Naturen, die Bibliothekslaufbahn zu ergreifen, dahin. Da sich bei der ideellen Entleerung die äusseren Verhältnisse des Berufes nicht verbessern, leidet oft die Qualität des Nachwuchses unter dem argen Missverhältnis, in dem die gedrückten Gehälter zur Höhe der Anforderungen stehen, die das Fach an Vorbildung und Wissen stellt. Für akademisierten Kanzleidienst und gehobene Registraturtechnik geben sich die hellen und beweglichen Köpfe, die das Bibliothekswesen brauchen würde, um seine kulturellen Verpflichtungen zu erfüllen, nicht her. Finden ab und zu trotzdem noch tüchtige Könner zu ihm hin, so bleiben sie nicht selten in den mittleren Rängen stecken, weil sich in die leitenden Positionen fachfremde Bewerber, Managertypen und professionelle Kulturpolitiker eindrängen, wenn die Posten nicht gar als Versorgungsstellen unwürdig verschachert werden. Weil dies leider vorkommt, so schwindet in der Öffentlichkeit mehr und mehr das Bewusstsein, dass Bibliothekare keine Allerweltspfuscher, sondern durchgebildete Fachleute sind, Angehörige eines wissenschaftlichen Standes, Abkömmlinge der einstigen universalistischen Gelehrten und letzte Nachfahren der Polyhistoren. Man deklassiert die Betreuer und Mehrer der Schatzkammern des Wissens zu Verwaltungsbeamten von Altpapiermagazinen und literarischen Adresskarteien. Der Circulus vitiosus von Herabsetzung und Verschlechterung endet in einer weitgehenden Blindheit für die höheren Aufgaben der Bibliotheken und den verzweifelten Kampf, den die Bibliothekare um die geistige Existenz ihres Standes führen.

Dass in solch unerquicklicher Luft die Gelegenheit zum Entfalten bibliophiler Neigungen fehlt, wird nicht verwundern. Wo die Bureaukratisierung ihren Fuss hinsetzt, verdorrt die Saat der Liebe zu den Büchern. Manch einer, der mit wahrer Berufung zu ihr in den Bibliotheksdienst eintritt, versauert unter den zermürbenden Verhältnissen bald zum verdrossenen Beamten. Es sind heimliche Tragödien, die sich gerade in den Besten dieses Amtes abspielen, weil sie im Alltag von den lebendigsten und schönsten Aufgaben abgedrängt und durch Überlastung in die Eintönigkeit einer Tretmühle gepresst werden.

Wohl gelingt es kräftigen Naturen, sich einen Rest von Idealismus zu bewahren. Aber das eingeschränkte Leben züchtet in ihnen dann leicht eine asketische und zuweilen überhebliche Geistigkeit, die zu schroffer Ablehnung der bibliophilen Genussfreude führt. Beruflich deformiert, sehen sie im Inhalt der Bücher alles, während ihnen das gepflegte Gewand des Druckes als unwesentlich oder sogar verächtlich gilt.

Misstände also sind es, aus denen die heute vielfach wahrnehmbare Entfremdung zwischen Bibliotheken und Bibliophilie erwächst. In den Krisenjahren nach dem Ersten Weltkriege hat Rudolf Binding diese absonderliche Erscheinung allerdings aus der in die Brüche gegangenen Wertordnung gedeutet, aus der «Hintansetzung aller höheren Werte vor dem absolut niedrigsten Wertmesser, den es gibt: dem der Wirtschaftlichkeit.» Er bezeichnete diesen Zustand als eine «enorme Verarmung des

Lebens» und glaubte, es gehöre zu den Kulturaufgaben öffentlicher Bibliotheken, sich des bibliophilen Buches anzunehmen. Aber auch er musste feststellen, die Wirklichkeit ergebe einen andern Befund: «Mit einzelnen Ausnahmen zeigen sie jedoch eine Abneigung gegen das schöne Buch und natürlich nur wieder aus wirtschaftlichen Gründen. Wie engherzig sind solche Erwägungen kulturellen Werten gegenüber[13]!»

Doch gibt es noch tiefere Ursachen für die Gleichgültigkeit der Bibliotheken gegen die Bibliophilie als nur die verbreitete materialistische Gesinnung und die innere und äussere Not des Bibliotheksberufes. Sie liegen im alten Gegensatz des Homo faber zum Homo ludens. Es ist unverkennbar, dass für den Bibliothekar das Buch Aufgabe und Dienst bedeutet. Für den Bibliophilen dagegen ist es Zeitvertreib und Spiel. Nun weiss man zwar, dass beide Weisen des Verhaltens zu den Dingen ihre Berechtigung haben. Das Dasein würde eintönig und trostlos, wenn der ästhetisch spielende Mensch fehlte; es geriete in Armseligkeit und Verlotterung, wenn andererseits nicht die Tüchtigkeit des werkenden Arbeiters es zusammenhielte. Aber diese Einsicht heisst noch lange nicht, dass man sich darum gegenseitig gutwillig gelten liesse. Man wirft sich Verständnislosigkeit und Sachunkenntnis, Pedanterie oder Dilettantismus, Mangel an Liebe und Überschätzung des Nebensächlichen vor. – Unterschiede weltanschaulicher und sozialer Grundauffassungen vertiefen die Kluft. Den modernen Bibliotheken jeder Gattung eignet ein ausgesprochen demokratischer Zug. Ihr Bildungsziel ist, die geistigen und kulturellen Güter *jedem* für sie Empfänglichen zugänglich zu machen. Gerade zu diesem Zwecke sind ja die öffentlichen Bibliotheken ausgebaut worden. Sie beruhen auf der Überzeugung, dass Begabung nicht an Stand und Vermögen gebunden sei, sondern dass der Geist wehe, wo er will. So anerkennen sie als natürliche Grundlage der Aristokratie nur noch die Elite des Talents. Sie glauben an die Möglichkeit der Volksbildung, sie huldigen einer weiten Verbreitung von Wissen und Kultur.

Nicht so die Bibliophilie. Mit ihrem Wesen ist ein Einschlag verknüpft, der leicht ins Pharisäische ausarten kann, ins Bessersein-Wollen. Sie sucht, ihren frühen Wurzeln gemäss, deutlich feudale oder wenigstens seigneurale Gepflogenheiten zu bewahren. Sie will gar nicht, dass viele teilhaben. Sie sieht Kultur als Vorrecht der wenigen Erwählten an. Solange mit der höheren Stellung tatsächlich kulturelle Überlegenheit der Leistung Hand in Hand geht, wird man das hinnehmen. Wo jedoch die Exklusivität künstlich durch limitierte Auflagen, hohe Preise und den Numerus clausus von Vereinigungen erhalten werden muss, wird der Vorrang fragwürdig. Denn allzuleicht verfällt die Bibliophilie in diesem konservativen Bemühen der Schicht, die Thomas Mann als «Zufallsaristokratie des Reichtums» bezeichnete[14].

---

[13] Die Bücherstube, Jahrgang 1, München 1920, S. 149 und 153.

[14] Aus diesem Grunde mussten sich die berufenen Bibliophilen jederzeit von den Pseudobibliophilen absetzen, die «Kultur» mit Luxus und «Kostbarkeit» mit Schönheit verwechselten. Besondere Schärfe erreichte die Auseinandersetzung, als in Deutschland der Staat die bibliophilen Ausgaben mit der Luxussteuer belegte; vgl. «Die Bücherstube», Jahrg. 1, 1920. Damals nahmen führende Bibliophile Stellung gegen die künstlich überzüchtete «Luxusbüchersucht». Die Erörterungen haben bleibenden Wert. Schulte-Strathaus rechnete mit den «Bibliothesauriern» ab, die das Buch «zum Luxusartikel, zur Kapitalsanlage» herabwürdigen und nannte die Buchkultur «todkrank». Georg Witkowski trat gegen «die neuerdings überhandnehmenden, häufig den Ansprüchen an Geschmack und Solidität der Herstellung nicht genügenden und zu unverhältnismässig hohen Preisen angebotenen und weiterverkauften Luxusdrucke» als «Erzeugnisse einer niedrigen Gewinnsucht» auf und forderte gar gerichtliche Massnahmen, weil «die Sache der

Sucht man nach einem Generalnenner für die Verschiedenheiten in der Einstellung von Bibliothekswesen und Bibliophilie zum Buch, so ist er wohl darin zu finden, dass Bibliotheken kollektive Sozialgebilde sind, Bibliophilie in persönlichen und privaten Regungen wurzelt. Individuum und Gemeinschaft aber haben beide ihr Recht und ihren Anspruch auf Entfaltung. Die Aufgabe heisst, einen fruchtbaren Ausgleich zwischen ihnen zu finden.

## V

Für diesen ist, hoffe ich, mit der klaren Erkenntnis der unleugbaren Gegensätze, die sich in der heutigen Lage zwischen Bibliophilie und Bibliotheken ergeben, schon einiges gewonnen. Zum mindesten sind sie durch den Einblick in Entstehung und Entwicklung entgiftet. Es handelt sich nun also nur noch darum, die gegebenen Tatsachen als ein *Spannungsverhältnis* zu begreifen, das ertragreich werden kann.

Das ist nicht schwer, denn Unterschiede vermögen ja gerade zum Bewusstsein zu bringen, wo Bereinigungen und Ergänzungen nötig sind, um Einseitigkeiten zu vermeiden. Man muss von den getrennten Standpunkten aus bloss die rechte Einstellung finden, um zu sehen, wie viel man einander zu bieten hat und wie zahlreich die Gemeinsamkeiten auch heute noch sind. Über alles Trennende hinweg eint Bibliophile und Bibliothekare doch die Liebe zum Buch. Mögen sie es von abweichenden Gesichtspunkten aus betreuen, der gemeinsame Gegenstand fürsorglicher Pflege muss vernünftigerweise zu einer Gemeinschaft im Handeln führen. Sie kann in dem auf allen Kulturgebieten so wertvollen Austausch zwischen dem Fachmann und dem Liebhaber bestehen, worin der Fachvertreter meist die dichtere und planmässiger verarbeitete Substanz, der Amateur oft die unvoreingenommeneren Ideen besitzt, beide sich aber gegenseitig anregen, anspornen und bereichern.

Es sind nicht wenige, denen solches Zusammenwirken am Herzen liegt. Wie in andern Fragen unserer Kultur scheint eine rückläufige Bewegung eingesetzt zu haben; Bereiche, die seit hundert Jahren auseinanderstrebten, suchen wieder Annäherung und Verbindung, weil man spürt, dass die weitergreifende Aufspaltung und Zersplitterung im Zerfall enden würde. So ist z.B. unter unsern Mitgliedern die Zahl der Bibliothekare und Bibliotheken im Wachsen; sie machen gegenwärtig immerhin schon mehr als einen Zehntel aus. Die Erinnerung daran dämmert wieder auf, dass Buchpflege, Buchverbreitung, Buchbenützung und Bücherkenntnis ja einst zusammengehörten. Wie bedeutend ist nicht allein der bibliophile Anteil am zuletzt genannten Grundgebiet des Bibliothekswesens, der Bibliographie! Und was wären die Bibliotheken ohne die Sammeltätigkeit der Bibliophilen? Sie ständen um unzählige Kostbarkeiten ärmer da, die Bibliophile gefunden, gerettet und aufbewahrt haben. Ganze Bibliotheken verdanken ihnen doch ihren Ursprung. Um nur auf das Nächstliegende einzutreten, den deutschsprechenden Teil der Schweiz: wer wüsste nicht, dass die an Altbesitz beneidenswert reiche St.-Galler Stadtbibliothek ihre Entstehung der Stiftung Vadians verdankt, der seine Büchersammlung der Stadt testamentarisch übereignete? Anderwärts brachte die Erwerbung bibliophiler Privatsammlungen wichtige Bestandteile ein: der Universitätsbibliothek Basel die Bibliothek des Remigius Faesch, der heutigen Stadt- und Hoch-

---

bescheidenen und berechtigten Bibliophilie von jenen Auswüchsen und dem gegen sie gerichteten Unwillen geschädigt werde. » Hans Loubier nahm die Geschmacklosigkeiten aufs Korn, «die nur auf den Geldbeutel reichgewordener Unkulturmenschen berechnet und zugeschnitten sind » und wetterte gegen die üblen Mitläufer, gegen Käufer, «die nur Geld ausgeben und in vornehmer Kultur mitmachen wollen, ohne von der echten Buchkunst eine Ahnung, von der wahren Bibliophilie einen Schimmer zu haben, Protzen, Snobs, reichgewordene Kriegsgewinnler und Schieber. »

schulbibliothek Bern die unschätzbare Bongarsiana. Den Grundstock der Aargauischen Kantonsbibliothek bildet die Sammlung des Generals von Zurlauben. Im Ausland ist es ebenso. Von den Hofbibliotheken, aus denen viele der jetzigen Nationalbibliotheken hervorgingen, will ich schweigen. Manche schreiben ihre Errichtung mehr dem Repräsentationsbedürfnis als wirklicher Bücherliebe zu. Aber die Laurenziana in Florenz geht auf die echte Bibliophilie der Mediceer und ihres Humanistenkreises zurück. Die Bibliothèque Mazarine in Paris entsprang der ausgeprägten Sammlerleidenschaft des Kardinals. In der Liechtensteinischen Fideikommiss-Bibliothek in Wien und Vaduz liegt das Ergebnis bibliophiler Neigungen vor, die durch Generationen hindurch fortdauerten.

Was hindert heutzutage die Bibliophilen, den Vorbildern, die durch privates Sammeln bleibenden Besitz öffentlicher Bibliotheken schufen, nachzueifern? Wer es tut, wird damit nicht nur der Allgemeinheit dienen; er baut sich selber ein Denkmal schönster Art. Welche Unsumme persönlicher Leistung, wieviel Individualität ist doch in den Aufbau einer Büchersammlung verwoben! Wandelt uns nicht jedesmal ein Jammer an, wenn das darin aufgespeicherte Wissen um Zusammenhänge, die für den Charakter des Sammlers und den Geist der Zeit bezeichnenden Einsichten nach der kurzen Lebensdauer eines Einzelnen untergehen, weil das Geflecht seiner Bibliothek wieder in die Urbestandteile zerfällt? Wie anders, wenn sie, geschlossen aufgestellt, in eine öffentliche Bibliothek eingeht. Bekundet dann noch in jedem Band ein Geschenk-Exlibris, wessen Freigebigkeit der Leser das Buch verdankt, das ihm Belehrung oder Genuss gewährt, so verhilft die Stiftung zu einem Stücklein Unsterblichkeit, einem Fortleben in immer erneutem Wohltun.

Der Übergang bibliophiler Sammlungen an die öffentliche Hand hat, nicht minder als die durch Jahrzehnte und Jahrhunderte fortgesetzte planmässige Sammeltätigkeit der Bibliotheken selbst, in ihnen die Bücherschätze zu einer Fülle angereichert, wie sie der private Sammler kaum zu erreichen vermag[15]. Nirgends sind so zahllose bibliophile Köstlichkeiten und so unerhörte Rarissima verborgen wie dort. Doch eben: nur zu oft sind sie *verborgen*. Auch da bietet sich also dem Bibliophilen, und gerade dem weniger begüterten, ein Wirkungsfeld. Ist er im Benützen dieser Schätze ein Nehmender, so kann er unversehens schon wieder Gebender sein. Häufig sind *seine* Kenntnisse und seine Anteilnahme der Antrieb, Kostbarkeiten aus ihrem Dornrösleinschlaf zu erwecken, wo Bibliothekare, überschwemmt mit Neuem, nicht mehr an den unschätzbaren Altbestand herankommen.

Aber nicht nur Unbekanntes und Vergessenes, das in den Zehntausenden und Hunderttausenden von Bänden moderner Bibliotheken untergetaucht ist, weiss der Bibliophile wieder ans Licht zu ziehen; in seiner Vertrautheit mit der Schönheit und Eigenart der verschiedenen Ausgaben ist er auch im Stande, dem Bibliothekar geradezu die erlahmte Freude am heimlichen und unbeachteten Besitz der Bibliothek wieder zu schenken. Allzuleicht kommt sie im Massenverkehr mit Gedrucktem abhanden. Wer täglich Dutzende und Hunderte von Büchern in Händen hält, ist in Gefahr, in ihnen nur noch Gebrauchsgegenstände und Verschleissware zu sehen, nicht mehr individuelle Träger geistiger und künstlerischer Werte. Und dementsprechend werden sie dann auch behandelt: serienweise mit plumpen Papierstreifen etikettiert, was gepflegte Einbände entstellt, auf den kunstvoll abgewogenen Titelblättern durch aufdringliche Stempel verschandelt, in lieblose und eintönige Einbandschwarten gesteckt, kurz, so entwürdigt, dass sie gleichsam als Sklaven der

[15] Überwältigend kam das jedem zum Bewusstsein, der heuer die Ausstellung der Bayerischen Staatsbibliothek in München zu ihrer 400-Jahr-Feier zu besuchen das Glück hatte.

Bildung gebrandmarkt sind, dem Leser aber nicht mehr wie Freunde im geistigen Verkehr begegnen. Bei der Gedankenlosigkeit des täglichen Dienstganges auf den Umschlagplätzen des Leihverkehrs kommt es kaum mehr zum Bewusstsein, dass dies Roheiten sind, die sich schlecht mit der Ehrfurcht vor dem Geistigen vertragen. Der Bibliophile ist berufen, selbst in diesen Kleinigkeiten dem Bibliothekar die Augen zu öffnen und ihn daran zu erinnern, dass auch ein bescheidenes und sogar «normiertes» Buchgewand mit Liebe gestaltet werden kann. Es gibt schlichte Schönheit, und der einzige Mehraufwand, den sie kostet, besteht für den mit Materialien und Bindeverfahren Vertrauten in erhöhter Achtsamkeit. Man braucht im Grunde bloss zu bedenken, dass Bücher nicht mehr totes Papier sind, sondern eine Art von Homunculi, denen der Mensch durch die alchymische Magie des Schreib- und Druckvorganges Seele eingehaucht hat, so dass die Blätter fortan still und lautlos zu sprechen wissen, ja, manchmal gar wie das Geistchen in der Retorte zu leuchten beginnen und mit ihrem Glanz manche Stunde erhellen.

Darum sollten es die Bibliothekare nicht versäumen, aus dem persönlichen, privaten Umgang des Bibliophilen mit dem Buch immer wieder neue Unmittelbarkeit zu lernen. Es gilt für sie vielfach, den Zugang zum Individuellen im Buch wiederzufinden, der natürlicherweise verloren zu gehen droht, wenn die Bücher in endlosen Reihen wie eine unnahbare Phalanx dastehen und einem nicht einmal das Gesicht, sondern – den Rücken zuwenden.

Die Bibliophilen ihrerseits könnten in den Bibliotheken allerlei gewinnen, was ihnen im allgemeinen abgeht. Auch heute noch verfügt der Bibliothekar über ein gutes berufliches Können, wozu systematische Kenntnis von Einzelheiten der Buch- und Einbandherstellung, Wissen um Bezugsquellen und ähnliches gehört. Vor allem aber beherrscht er die bibliographische Technik besser als die meisten Liebhaber. Er weiss die Schliche und Kniffe, um Entlegenes aufzuspüren, Verschollenes nachzuweisen, jüngst Erschienenes zu ermitteln und Entferntes heranzuschaffen. Damit könnte er dem Sammler viele Wege verkürzen und manchen Irrtum ersparen. Ganz abgesehen davon, dass der Bibliophile jedem rechten Bibliothekar Freude macht, wenn er bei ihm den Born dieser bücherkundlichen Geheimwissenschaft anzapft und ihre erstaunlichen Wasserspiele zum Sprudeln bringt. Und warum soll man einander nicht Freude machen, statt sich zu beargwöhnen und zu ärgern? Es ist viel ertragreicher.

Doch weit mehr noch hätten die Bibliotheken der Bibliophilie zu bieten. Sie haben vor den Privaten zweierlei voraus: Dauer und Raum. Persönliches Sammeln erlischt mit der begrenzten Lebenszeit seines Trägers; die Sammeltätigkeit der Bibliotheken dagegen weitet sich von Generation zu Generation stärker aus. *Sie* vermöchten es also, bibliophile *Tradition* zu bilden, wollten sie sich wieder vermehrt der Pflege bibliophiler Gesinnung annehmen. Dann wäre dafür gesorgt, dass die Buchkultur von Geschlecht zu Geschlecht weiterwächst, obwohl sie heute durch Massenherstellung und ausschliesslich auf das Kommerzielle, den Millionenabsatz ausgehende Rücksichten schwer gefährdet ist.

Was aber den Raum betrifft, liegt das Problem nicht nur im zu knappen Magazinplatz der modernen Wohnungen. Noch schwerer als die Bücher unterzubringen fällt dem privaten Bibliophilen, seine Sammlung anschaulich auszubreiten. Das Hochgefühl der Übersicht über die geschlossenen Folgen eines bestimmten Lieblingsgebietes möchte er sich ab und zu doch gerne gönnen. Er geniesst es am reinsten, wenn er seine Lieblinge reihenweise vor sich ausgelegt und aufgeschlagen sieht. Würden ihm die Bibliotheken ihre Ausstellungssäle zeitweise überlassen, welche Augenweide böte sich ihm und allen Freunden des Sammelns!

Daher wären die Bibliotheken gegebene Mittelpunkte für regionale und lokale Bibliophilengruppen. Man missverstehe mich nicht. Ich meine keineswegs, dass sie sich nun vordrängen und das Steuer der Bibliophilie an sich reissen sollten. Diese gedeiht besser und freier in privaten Händen als unter amtlicher Kontrolle und Reglementierung. Aber allzeit bereitwillige Helfer wären ihr förderlich, und zu solchen scheinen die Bibliotheken prädestiniert. Ist ihnen schon das bibliophile Sammeln selber meistens verwehrt, weil öffentliche Gelder «vernünftig» verwaltet werden müssen und den «Luxus» der Bibliophilie nicht erlauben[16], um wieviel mehr haben sie Anlass, auf andere Weise mit der Bücherliebhaberei in Verbindung zu bleiben!

Martials Epigramme enthalten den Pentameter:

Victurus genium debet habere liber.

Friedrich von Hagedorn übersetzte ihn mit einem geschliffenen Alexandriner:

Ein Buch, das leben soll,
muss seinen Schutzgeist haben.

Das gilt ohne Zweifel heute ebensosehr wie einst. Die Verleger und Rezensenten wissen es wohl. Noch mehr als auf das Einzelbuch trifft es auf die Bücher insgesamt zu. Denn sie haben neuerdings gefährliche Konkurrenten in den akustischen und optischen Kulturberieselungsverfahren, obwohl diese nicht entfernt an die Intensität und Nachhaltigkeit der inhaltlichen und ästhetischen Wirkung des Buches heranreichen. So bedürfen die Bücher nicht *eines* Genius, sondern ganzer Scharen von Schutzgeistern, bibliophiler und bibliothekarischer. Sie brauchen darüber hinaus Elementarwesen aller Art: Sylphen, die ihnen den unbeschwerten Geist verleihen, schmetterlingsflüglige Elfen, von denen sie mit der bunten Zartheit ihrer Phantasie und der Beweglichkeit ihrer Einfälle ausgeschmückt werden, Nymphen, die für flüssigen Stil sorgen, Gnomen mit metallurgischen Kenntnissen über den Guss edler Lettern, Wichtelmännchen, die handwerkliche Tüchtigkeit auf die Herstellung von Papier und Einband verwenden, Hauskobolde, welche im privaten Heim und in den öffentlichen Bibliotheken das entstandene schöne Buch behutsam bewahren, und nicht zuletzt behäbige und wohltätige Zwerge, die in den Schächten das Edelmetall schürfen, ohne welches alles andere Bemühen erfolglos bleibt.

[16] Glücklicherweise gibt es hie und da einsichtige Gönner, die begreifen, dass dies eigentlich eine Fehlentwicklung sei. Ein solcher kam in Bayern auf den Gedanken, dass ursprünglich die Wittelsbachische Hofbibliothek auch das schöne Buch, nicht nur das gelehrte und nützliche unter ihren Erwerbungen pflegte. Hierauf stiftete er der zur Bayerischen Staatsbibliothek gewordenen Sammlung anlässlich ihrer Vierhundertjahr-Feier einen Sonderfonds, aus dem sie die bibliophile Überlieferung wieder aufnehmen und fortführen kann.

# EXPERIMENTE DER HEUTIGEN TYPOGRAPHIE

*Die Buchstaben unserer gebräuchlichen Druckschriften scheinen ihren Zweck so vollkommen zu erfüllen, dass wir leicht annehmen, ihre Form sei unwandelbar festgelegt. Anders sieht es mancher heutige Graphiker. Für ihn ist gerade die scheinbar endgültig erreichte ideale Zweckform ein Anreiz, «den Reichtum an Abenteuern zu entdecken, welche die scheinbar vernutzte Welt der Typographie auch heute noch – oder heute wieder – den tätigen Geistern bereithält», wie Albert Schulze Vellinghausen sich ausdrückt in der Einleitung zu einem schmalen Band «experimenta typografica 11» (Verlag Galerie «Der Spiegel», Köln), der 18 Arbeiten von Wilhelm Sandberg, dem Direktor des «Stedeljik Museum» in Amsterdam, enthält. Sandberg liess sich durch 18 bedeutsame Aussprüche aus den verschiedensten Zeiten und Zonen anregen, ihre Inhalte zum Teil mit graphischen, zum Teil mit typographischen Mitteln unmittelbar zu veranschaulichen. In diesem witzig mit Buchstaben und Satzanordnungen umgehenden Spiel steigt nun tatsächlich die vertraute*